

# Das Portrait in meines Onkels Speisezimmer.

Nach dem Englischen. Frei übertragen von M. Markus.

(5. Fortsetzung.)

Vergebens wäre der Versuch gewesen, der jungen Frau die Art von Vormundung auseinanderzusetzen, deren ihr Mann bedürftig, und die sie selbst nie würde ausüben gekonnt haben. Ich sah sie daher nur, nichts zu unternehmen ohne ihrer Schwiegermutter Gutheißung, und verließ sie mit dem traurigen Bewußtsein, daß es mir weder gelungen war, sie über die ihrer unsterblichen Seele drohenden Gefahren zu erleuchten, noch selbst sie über die ihre zeitlichen Interessen betreffenden Fragen aufzuklären.

Wenige Tage später verließ ich St. G., da der Bischof von Aix mir eine andere Aufgabe übertragen hatte. Meine Heerde kam unter die geistliche Obhut eines neuen Pfarrers. Die unglücklichsten Tage der Revolution wickelten sich gerade ab; der Kirche drohte Spaltung, den Priestern, welche die neue Civil-Constitution für die Geistlichkeit nicht anerkennen wollten, Verfolgung. Während mehrerer Monate bereiste ich die Diözese von Ort zu Ort, um den Unentschiedenen Klarheit, den Schwachen Stärke zu bringen. Gegen das Ende meiner Rundreise kam ich nach F., einer kleinen Stadt, anderthalb Stunden von St. G. Es war ungefähr Anfang Oktober und beinahe ein Jahr, seit ich meine Pfarre verlassen hatte. Ich kam am Vorabend des Jahrmärktes an, der einer der bedeutendsten der Gegend und stets die Ursache des Zusammenstromens einer großen Menge ist. Versammlungen aller Art und Verberben fehlten nie bei Gelegenheiten wie dieser. Da wird in furchtbarer Weise gepöbeln, hohe Einfälle werden gemacht und bedeutende Summen kommen in Frage. Diejenigen Menschen, welche vom Betrüger ihrer Mitmenschen leben, finden sich stets recht zahlreich ein.

Als ich am nächsten Morgen aus dem Hause, wo ich abgeblieben war, heraustrat, begegnete mir der Abbat. Er trug einen neuen Anzug und ging mit geschäftigem Gebahren dem Marktplatz zu. Ich ging ihm nach und erkundigte mich nach seinen Angehörigen. Er antwortete: Sie waren alle wohl, als ich von Hause wegwarder. Meine Mutter ist dieselbe wie immer, aufrecht wie ein Pfeiler und thätig wie ein Mädchen von fünfzehn Jahren. Meine Frau befindet sich auch ziemlich wohl; nur sieht sie etwas hagerer aus. „Seid Ihr allein hier?“ fragte ich. „Mein ältester Bruder wohnt mit mir, konnte aber nicht abkommen.“ versetzte er; „Sie müssen wissen, Herr Pastor, daß ich augenblicklich viele Geschäfte zu besorgen habe. Ich habe einen Hof mit bedeutendem Landbesitz in acht genommen; es ist sicherlich keine Kleinigkeit, Land von solchem Umfange zu bebauen. Ich habe schon einen Ochsentreiber, einen Schafhirten und einen Ackerknecht engagirt; und jetzt will ich ein Paar Ochsen, ein Pferd und hundert Schafe kaufen. Außerdem müssen wir Korn haben, das uns bis zur nächsten Ernte reicht.“ Dies Alles zusammen wird Euch eine schöne Summe kosten,“ sagte ich. Er wies auf seine Ledertasche, ließ das Geld darin klirren und entgegnete: „Ich habe hier siebenhundert Franken, die meine Mutter mir, gerade ehe ich von Hause ging, in ihrer Schürze brachte.“ Darauf trennten wir uns, und Jeder ging seiner Wege.

Ungefähr eine Stunde später, als ich über den Marktplatz schritt, sah ich Francois in ein Cafe gehen, wo die wohlhabenden Pächter, die reichen Pferdehändler und Alle, die mit wohlgefüllter Börse zum Markte kamen, sich zusammenzufinden pflegten. Ich wußte, daß dort auch gespielt wurde, und zwar um hohe Einfälle; aber es fiel mir nicht ein, daß Pinatel sich diesen Leuten beigegeben oder sich auf Vendome, ein gefährliches Hazardspiel, einlassen werde.

Er pflegte sich zu den jüngeren Leuten zu halten, und ich dachte, sobald seine Geschäfte beendet seien, werde er diese aufsuchen und mit ihnen ringen oder nach der Scheide schießen. Am Nachmittag wanderte ich in die Olivenhaine, um dort ungefähr mein Brevier zu beten, und es begann zu dämmern, ehe ich von meinem Spaziergang zurückkam. Als ich in die Stadt trat, begegnete mir der Abbat ohne Hut, was bei einem provencalischen Bauern ein Zeichen der größten Aufregung ist. Er lief auf und ab, ohne Rücksicht auf die Passanten, die er schonungslos aus dem Wege rief. Sobald ich sichtbar wurde, stürzte er auf mich zu und sagte: „Herr Pastor, können Sie mir sechs Franken leihen?“ Ich habe nur drei Franken bei mir,“ entgegnete ich; „diese sehen Euch zu Diensten. Aber zuerst müßt Ihr mir erzählen, was geschehen ist.“ Mit Gewalt zog ich ihn aus dem Gedränge fort nach einem ruhigen Fleck, wo uns Niemand belauschen konnte.

Er ließ sich bald wie ein Kind leiten, wollte aber anfangs auf meine Fragen keine Antwort geben; plötzlich jedoch

raffte er sich zu sammen und erzählte mir unter einem Ströme von Thränen und heftigen Ausbrüchen von Kummer und Wuth, daß er im Spiel jeden Pfennig, den er besaß, verloren hatte. Es war kein Augenblick, ihn zu tabeln oder zur Reue zu bewegen; Alles, was ich zu thun vermochte, war der Versuch, seine Verwirrung zu bannen. Aber er war eine jener hitzigen, unvernünftigen Naturen, die ihrer Heftigkeit freien Lauf lassen müssen, ehe sie zu bewußten Handlungen sind. Er wiederholte immer und immer: „Meine Mutter! O, was wird meine Mutter sagen! Es ist nicht besser, daß ich sterbe, als daß ich nach Hause gehe. Vor dem Tode fürchte ich mich nicht. Es ist ja leicht, sich kopfüber in den Brunnen zu stürzen.“ Ich schauderte bei dem Gedanken, daß er, wenn sich selbst überlassen, ein solches Verbrechen begehen möchte, und daß selbst die Furcht vor der ewigen Strafe nicht hindern würde, ihn von dem Selbstmorde abzuhalten. In Mitten dieser Ausbrüche von Raserei wurde er zuweilen von der größten Niedergeschlagenheit erfaßt, so daß er sich niederlegte und wie ein Kind weinte. Einen solchen Augenblick benutzte ich, um ihm in gebieterischer Tone zu sagen: „Nun mein lieber Pinatel, Euch bleibt nur eine Wahl. Ihr müßt auf der Stelle nach St. G. zurückkehren und im Vertrauen auf Eurer Mutter Güte ihr das Vorgefallene erzählen.“ „Nein, nein,“ rief er aus; „ich will mich zu Hause nie wieder zeigen. Ich werde fortwandern, und Niemand soll jemals mehr von mir hören.“ „Rafft Euch auf,“ entgegnete ich; „rafft Euch sogleich auf und kommt! Ich gehe mit Euch! Nach und nach wurde sein Widerstreben schwächer, endlich gab er nach, und wir brachen auf.

Ich versuchte unterwegs, ihm die Einseitigkeit beizubringen, die nachlässige Erziehung in der Erfüllung seiner Pflichten gegen Gott und gegen seine Familie gewesen sei, und sprach ihm von den Mitteln, durch die er in Zukunft seine Fehler wieder gut machen könne. Ehrerbietig hörte er auf meine Bemerkungen, aber ich kann leider nicht sagen, daß er ein Wort wahrer Reue äußerte. Doch wurde er bald ruhiger, und seine natürliche Gebärdenlosigkeit und sein Leichtsinns verschleichen einigermaßen seinen Kummer. Er wir den Weg nach St. G. halb zurückgelegt hatten, hatte er sich so weit ermannet, daß er mir einen detaillirten Bericht über sein Mißgeschick geben konnte. „Ich will Ihnen die volle Wahrheit mittheilen. Ich wünschte, meiner Frau eine goldene Kette zu kaufen. Das war die Veranlassung des ganzen Unglücks. Eine goldene Kette kostet ungefähr 60 Franken. Als mein ältester Bruder heirathete, gab er seiner Frau eine solche Kette. Ich ärgerte mich nun, daß ich nicht im Stande gewesen, meiner Frau ein gleiches Geschenk zu machen. Die Wahrheit ist, daß meine Mutter mich nicht anhören wollte, als ich davon sprach; nicht etwa, daß sie für meinen älteren Bruder eine parteiische Vorliebe hätte, — Gott bewahre mich davor, eine solche Unwahrscheinlichkeit zu behaupten, — aber sie sieht sich Manches fest in den Kopf. Und drei Frauen in einem Hause sind gerade wie drei Rüsse in einer Schale. Nun ist meine Schwägerin neidisch auf meine Frau, weil diese im Dorf die schöne Bäuerin genannt wird; und andererseits ist meine Frau ärgerlich, weil meines Bruders Frau ihre goldene Kette Sonntags zur Schau trägt, wie um jene zu zeigen.“ „Ich glaube nicht, daß Eurer Frau auf solche Sachen steht,“ unterbrach ich ihn, um ihn von seiner Abschweifung, die gar zu lang zu werden drohte, zurückzubringen. „O, ich verzeihe Sie,“ sie thut es,“ antwortete er und fuhr fort: „Wohl, um auf das, was ich sagen wollte, zurückzukommen, ich beabsichtige, eine goldene Kette zu kaufen, hatte aber nur gerade Geld genug, um das Vieh und einige Säde Korn zu bezahlen. Plötzlich schoß es mir in den Kopf, mein Glück in Vendome zu versuchen. Ich ging in das Cafe mit sechs Franken in der Hand, fest entschlossen, keinen Heller mehr zu wagen. Nicholas Fabelier hielt die Bank. Er hatte einen Haufen Geldstücke vor sich. Ich setzte meine sechs Franken, und unglücklicherweise gewann ich; darauf hielt ich sofort drei Louis'd'or und verlor sie. Dies machte ein Loch in den Preis für die beiden Ochsen. Ich wagte nochmal drei Louis'd'or und verlor wiederum. Das Blut stieg mir in den Kopf. Ich sagte mir, daß beim nächstenmal das Glück sich wenden müsse; ich setzte und verlor sechs weitere Louis'd'or. Der ganze Preis der Ochsen war dahin. Ich warf einen Louis'd'or auf den Tisch, nur um noch einmal zu versuchen. Der Bankhalter schlug die Karte um, und diesmal gewann ich. Hinter mir sagte jemand, daß ich jetzt sicher gewinnen

müsse, weil der Bankhalter seinen kleinen Finger und seinen Daumen gekreuzt habe, was ein gewisses Vorzeichen schlechten Glückes sei.

Ich sah die Wuth, spielte, ohne zu zählen, weiter und verlor wieder. Siebzehn Louis'd'or gingen so weg. Ich hätte noch die Schafe und etwas Korn kaufen können; aber ich hatte ja den Ochsentreiber und den Ackerknecht schon gedungen, und dann paßte die Sache nicht. Ich spielte weiter und verlor Alles bis zum letzten Heller; und dann ließ ich mir, da das Glück es so wollte, von Jean Renard, einem unsere Nachbarn, vierundzwanzig Franken, die ich ihm jetzt schulde. Sie hatten ganz Recht, mir ihre drei Frs. nicht zu leihen; sie würden denselben Weg gewandert sein wie die anderen. Ich hätte heute Morgen wissen sollen, daß ein Mißgeschick mir zustehen würde; denn als ich aus dem Hause trat, sah ich einen schwarzen Hund hinter einer Hecke herlaufen. Ich schalt über diesen großen Aberglauben und suchte, ihn sich deselben schämen zu machen. Er aber ließ nicht von seiner Idee ab und setzte hinzu: „Es war gerade so vor zwei Jahren, als ich zum ersten Mal nach Malpeire ging. Ich würde damals gut gethan haben, umzugehen. Denken Sie nur: gerade als ich aufbrach, sah ich eine Krähe niederer als unsere Hühner aufsteigen. Wenn meine arme Mutter das gewußt hätte, sie hätte mich an den Tagen nicht fortgelassen. — Nicht, als ob ich meine Heirath gerade bereute; aber sehen Sie, Herr Pastor, — ich spreche im Vertrauen zu Ihnen und darf es Ihnen wohl sagen, — der Bauer, der eine vornehme Dame heirathet, bringt die sieben Todsünden in Person in's Haus.“ „Wie könnt Ihr so etwas Schweißliches sagen?“ rief ich entrüstet. „Nun, wenn nicht alle sieben, dann wenigstens vier oder fünf von ihnen,“ entwiderte er ruhig. „Schweig, unseliger Mann,“ sagte ich; „es ist schändlich, daß Ihr so spricht, nachdem Ihr das arme junge Mädchen zur Heirath mit Euch mißleitet habt.“ „Ich habe sie in keiner Weise mißleitet,“ antwortete er; „so wahr als ich einmal sterben muß, ich habe ihr nie schön gethan. Das erste Mal, daß ich nach Malpeire zum Lazarusfeste ging, war ich bei den Spielen zugegen. Nach dem Betringen war ein Ball, und ich war ihr Tänzer. Es war ohne Zweifel eine große Ehre, aber ich hätte mich viel lieber zu meinen Genossen gestellt, die sich abgesprochen hatten, eine Kamindenspostelle zusammen zu verzerren. Sie sprach recht freundlich zu mir, und es war natürlich meine Pflicht, ihr zu antworten, so gut ich vermochte. Ehe wir auseinandergingen, sagte sie mir einige Höflichkeit, die ich gar nicht erwartete hatte. Ich blieb in Malpeire, weil sie mich darum bat, und sie gab mir mehrere Rendezvous, aber ganz harmlose, und in Ehren. Sie stand auf der Terrasse des Schlosses und ich unten am Eingang des Dorfes unter einem Baume. Wir sahen einander und sprachen durch Zeichen. Zuweilen stellte ich mich unter ihr Fenster, und sie warf mir eine Handschleife herab. Sie sehen, die ganze Sache war Scherz und Unflin, und ich ließ mir nicht träumen, daß sie mit einer Heirath in der Kirche enden werde. Aber das war es, was das halbschwarze Mädchen wollte, und sie hat ihren Willen durchgesetzt. Nun, vielleicht werden ihre Eltern eines Tages sie milder beurtheilen und ihr verzeihen.“

## 11. Kapitel.

### Die Nacht nach dem Jahrmärkte.

Als wir in die Nähe von St. G. kamen und das Haus in Sicht war, begann der Abbat zu zittern und zu bebauern, daß er zurückgekommen sei. „Ich kann nicht hineingehen,“ rief er; „ich habe nicht den Muth, vor meine Mutter hinzutreten und ihr das Geschehene zu erzählen, — weit eher wollte ich sterben.“ „Wohlan, ich will zuerst hineingehen und Eurer Mutter die traurige Nachricht mittheilen.“ „O, Herr Pastor, erzählen Sie es ihr vor Allen. Sehen Sie, ich fürchte nur den ersten Augenblick; sobald sie Alles es wissen, werde ich hereinkommen. Bitten Sie meine Mutter, mir zu verzeihen; sagen Sie ihr, sie müsse es thun.“ „Und Ihre Frau, Ihre unglückliche Frau?“ sprach ich tabelnd. „O, sie,“ entgegnete er, „sie wird mir bald genug verzeihen; dessen bin ich gewiß.“

Vor der Hausthüre blieb der Abbat stehen. Ich ermahnte ihn, nicht wegzurennen, und trat selbst ihn. Die ganze Familie sah beim Abendessen um den runden Tisch. Ich glaube, meine Miene verrieth eine gewisse Bekommenheit; denn sobald mich die Wittve Pinatel erblickte, rief sie mir entgegen: „O Gott und Herr: Ist ein Unglück geschehen? Was wollen Sie uns berichten, Herr Pastor?“ Ich ließ sie sich beruhigen und dem Willen Gottes unterwerfen; denn ich hätte ihnen allerdings eine peinliche Nachricht mitzutheilen. „Es muß von Francois sein,“ rief sie erbebend; „denn alle die Anderen sind hier. Mein Sohn, mein armer Sohn. Was ist ihm geschehen?“ Des Abbat Frau kam bleich und ängstlich auf mich zu, sprach aber kein Wort. „Was ist meinem Sohne vorgefallen?“ rief die Wittve im Tone der Verwirrung. „Sie werden ihn sogleich sehen,“ entgegnete ich; „er ist gesund und wohl; aber etwas sehr Unangenehmes hat ihn betroffen.“ Und ich

gab einen kurzen Bericht des Geschehenen. Ich fügte dazu daß Francois voller Reue sei, und daß Kummer und Scham ihn vom Eintritt in das Haus abgehalten hätten. Die alte Frau hörte mir schweigend zu; dann richtete sie die Augen gegen Himmel und murmelte: „Gott sei gelobt; ich dachte schon, ein noch schlimmeres Geschick habe uns getroffen; ich fürchtete mein armer Sohn sei todt. Lassen Sie ihn eintreten, Herr Pfarrer; ich will ihn nicht tabeln. Es war sein eigenes Geld, und es ist traurig, daß er es so schlecht angewendet hat; aber Niemand hat ein Recht, ihn deswegen zu schelten.“ Der Abbat hatte sich leise in das Zimmer geschlichen, und als er hörte, was seine Mutter sagte, kam er heran und schlang in der Ueberzeugung der Dankbarkeit seine Arme um ihren Hals.

„Fürchte Dich nicht, mein armer Junge,“ rief sie, mit einer gewissen Zurschaustellung mütterlicher Liebe und Großmuth; „in Deiner Mutter Haus wird stets für Dich Brot genug sein.“ Des Abbat Bruder schüttelte ihm die Hand und machte ihm Platz bei Tische; aber seine Frau blieb ferne und äußerte kein Wort. Sie sah in einer Ecke des Zimmers, die Hände auf den Knien und den Kopf herabgebogen. Er ging zu ihr hin und sprach in leiser Zone mit ihr, um sie zu begütigen; doch sie verharrte in dumpfen Schwelgen und hob weder den Kopf empor, noch gab sie eine Antwort. Er erneuerte seine Vorstellungen und versuchte, ihr Gesicht auf sich zu wenden. Da brach ihre Wuth los. „Och mich!“ schrie sie mit lauter Stimme, sprang auf und bestete einen Tisch voll fürchterlichen Zornes auf ihn; „Du bist ein Glander, meiner Beachtung nicht werth. Glaubst Du, ich werde das Brod, das Du von Deiner Familie als Bettler empfangst, mit Dir theilen? Da Du es nicht vorgezogen hast, mit mir dieses Haus zu verlassen, so werde ich allein fortgehen und Dich auf dem Dünghaufen zurücklassen, auf dem Du geboren bist. Du gemeiner Waagbunde!“ Der Abbat wurde bleich vor Wuth und erhob seine Hand; sein Weib floh zurück mit einem Schrei. Alle sprangen auf und eilten zu den beiden hin. Die Wittve Pinatel ergriff ihren Sohn bei dem Arme und zog ihn zurück. Ich trat auf die junge Frau zu, die aufrecht an der Wand lehnte und mit einem harten Blicke vor sich hin schaute. Die eine ihrer Wangen war tödtlich bleich, die andere brennend roth. „Er hat mich geschlagen,“ sagte sie mit furchtbar entstellter Miene. Dann schritt sie, ohne auf mich zu hören, ohne weiter ein Wort zu sagen oder irgend Jemanden anzusehen, aus dem Zimmer, und wir hörten sie die Treppe hinaufgehen und schreckliche Vermuthungen ausstößen. „Halte den Mund,“ schrie der Abbat, „oder ich —“ „Läß sie,“ rief die Wittve, „ihn auf seinen Sitz niederzuziehen; verderbe Deine eigene Sache nicht. Sie fing an, Dich zu beschimpfen, und Du hast sie geächtet. Nun müßt Ihr Frieden machen und wieder als gute Freunde miteinander leben.“ „Wir werden sehen,“ murmelte er; „aber wenn Du, meine eigene Mutter, so etwas zu mir gesagt hättest, ich glaube, ich wäre selbst gegen Dich aufgeflogen.“

Es war spät, und ich mußte noch an demselben Abend nach St. zurückgehen. Der älteste Pinatel erklärte sich bereit, mich zu begleiten, da er am folgenden Tage Geschäft auf dem Markte abzuschließen hatte. Gerade als wir aufbrachen, schrien die Wittve eine schlimme Vorahnung zu haben. Sie wandte sich zu dem Abbat und sagte in besorgtem Tone: „Du solltest nach St. schlafen gehen. Deine Frau ist sehr erbittert, und wenn Du heute Abend wieder mit ihr sprichst, möchte ich noch fraglicherer Austritt als der eben erlebte vorkommen.“ „Glaubst Du, ich fürchte mich vor ihr?“ antwortete er halb belächelnd. „Läß mich Dir sagen, Mutter, ein andermal soll sie mich nicht mehr beschimpfen, wie jetzt eben.“

Wir gingen unseres Weges. Das Wetter war schön, und der Vollmond erhüllte unsere Straße. Ehe wir das Haus außer Schweite hinter uns ließen hatten, wandte ich mich noch einmal um und sprach ein inniges Gebet für die stolze und aufrührerische Seele, die wir eben verlassen hatten. Ich hätte für eine andere Seele beten sollen, die gerade damals nahe daran war, vor Gottes Richterstuhl zu treten.

Der Abbe Lambert seufzte tief auf und schied abermals nur mit Widerstreben an die Fortsetzung seiner Erzählung herantreten zu wollen; aber Herr von Champaubert bat ihn mit erregter Stimme, sie zu Ende zu führen. Mit peinlicher Anstrengung fuhr Jener dann fort:

Als ich am folgenden Tage zur Kirche ging, sah ich Jemanden eiligen Schrittes auf der Chaussee von St. G. herankommen. Im Vorbeigehen rief mir der Mann zu: „Diese Nacht hat in dem Hause der Pinatels ein Nord stattgefunden. Die schöne Bäuerin hat ihren Mann getödtet; ich gehe nach Aix, die Polizei zu benachrichtigen.“ Herr von Champaubert verhäufte sein Gesicht, und ein schmerzliches Stöhnen entfuhr seiner Brust. Ich schauderte zusammen und wandte die Augen von dem Portrait ab, als ob die Verbrecherin selbst zugegen gewesen wäre. „Sie war ein verruchtes Weib,“ stieß mein Onkel hervor. Ich entschloß mich sogleich, sprach der Abbe weiter, statt in die Kirche, nach St. G. zu eilen.

Bevor ich dort anlangte, begegnete mir ein anderer Mann, der die schreckliche Mittheilung des ersten Boten bestätigte. „Die schöne Bäuerin hat das Verbrechen begangen,“ berichtete er; „darüber kann nicht der geringste Zweifel sein. Am verflochtenen Abend hatte sie einen Zant mit ihrem Mann. Indes gingen sie wie gewöhnlich zu Bett, und während der Nacht hat man nichts vernommen. Als aber heute Morgen die Frau des ältesten Sohnes, die bei Tagesanbruch aufstand, um zu baden, an der Stubenthüre der Weiden vorbeiging, glitt ihr Fuß durch etwas Nasses, was sich als Blut erwies; sie merkte nun, daß es unter jener Thüre herausfloß und rief um Hülfe. Die beiden jüngsten Pinatels eilten herbei und fanden ihren Bruder mit einer tödtlichen Wunde regungslos im Bette liegen. Es scheint, daß sie seinen ersten Schlaf benutzte hat; denn er hat sich offenbar nicht gerührt. Als ich Jochen von dort wegging, lebte er noch; aber man erwartete jeden Augenblick seinen letzten Athemzug.“ „Und seine Frau?“ frug ich schauernd. „Man weiß nicht, wo sie ist,“ antwortete er; „aber man ist auf der Suche nach ihr. Sie muß über die Felder geflohen sein; denn man fand die Hausthüre offen. Aber sie kann unmöglich entkommen; das ganze Dorf ist ihr nach, um den Abbat zu rächen.“

Ich eilte vorwärts und bat Gott von Herzen, er möge mir Zeit gewähren, jenen unglücklichen Mann, der bald vor ihm erscheinen mußte, vorzubereiten. Als ich mich dem Hause näherte, hörte ich Weinen und Schluchzen, was mich befürchtete, daß Alles vorüber sei. Das untere Zimmer war voller Leute; denn die Pinatels genossen eines gewissen Ansehens. Man erzählte mir, der Abbat lebe noch, sei aber bewußtlos. Ich stieg die leiterähnliche Treppe hinauf und trat in einen schwach beleuchteten Raum, wo die ganze Familie um den Abbat versammelt war, der wie ein Schlafender dalag. Ein weißes Leinentuch bedeckte das Bett, und nur sein auf dem Rücken ruhender Kopf war sichtbar. Seine Mutter stand in unaussprechlichem Gram über ihn gebeugt und sprach nie und da zu ihm, als ob sie hoffte, er werde sie hören. Als sie mich sah, rief sie aus: „Gestern noch brachten Sie ihn voll Leben und Gesundheit zurück, und heute liegt er im Sterben. Jene Wöflin hat ihn im Schlafe gemordet wie ein wehrloses Lamm.“

„Ich muß suden, ihm zu helfen,“ versetzte ich und kniete mit festem Glauben im Herzen an der anderen Seite des Bettes nieder. Ich meinte zu sehen, daß der Abbat sich bewegte und die Augen öffnete. In diesem Augenblicke langte der Arzt an. Er hob das Bettuch empor, überzeugte sich, daß der Puls noch schlug, und lehnte sich über den Sterbenden, um nach dessen fast unhörbaren Athemzügen zu lauschen. Dann trat er auf die Seite, wo ich stand, blickte mich an und schüttelte den Kopf. „Ist noch Hoffnung?“ frug ich leise. „Nicht die geringste,“ entgegnete er; „der arme Mensch hat nur noch wenige Minuten zu leben.“

Ich stellte mich dicht neben den Abbat hin und griff nach seiner Hand. „Mein theurer Sohn,“ sagte ich ihm, „wenn Du wünschst, daß Gott Dir verzeiht, so erhebe Dein Herz jetzt zu ihm empor. Bete mit mir; bete für Deine Frau und vergib ihr; nur noch einen Augenblick hast Du zu leben, aber in diesem Augenblicke vermagst Du Dir die Verzeihung all Deiner Sünden zu erwerben. Hörst Du mich, mein Sohn? Bereust Du alle Deine Sünden und verzeihst Du Deiner Frau, damit Gott Dir verzeihe?“

Er machte einen vergeblichen Versuch zu sprechen; doch ich hatte den unsagbaren Trost, zu fühlen, wie seine Hand die meine zum Zeichen der Zustimmung drückte, worauf ich ihm die Absolution erteilte. Seine erschütterten Augen richtete er auf mich und dann auf seine Mutter. Wenige Augenblicke später gab Francois Pinatel seine reuige und gereinigte Seele in die Hände seines Schöpfers.

## 12. Kapitel.

### Was mit dem Bilde geschah.

Als ich nach St. zurückgekehrt war, erfuhr ich, daß die unglückliche Verbrecherin festgenommen und in das Gefängniß zu Aix geführt worden war. Sie zu besuchen, war mir nicht möglich, da zu jener Zeit nur diejenigen Priester, welche den Eid geleistet hatten, die Staatsgefängnisse betreten durften. Ich konnte ihr nur einen Brief schreiben, in welchem ich ihr Alles, was christliche Liebe zu sagen vermochte, vorhielt, um sie zur Reue zu erwecken und vor der Verzeihung zu bewahren. Zu meiner Genugthuung vernahm ich, daß mein Brief sie erreicht hat.

In Zeiten großer Volkserregung und politischer Wirren trifft das Gesetz die Verbrecher in aller Stille, und somit entging die unselige Frau einer schrecklichen Berühmtheit. Nachdem sie fast ein Jahr im Gefängniß zugebracht hatte, wurde sie vor das an Stelle der alten Parlamentshöfe getretene Gericht gestellt und nach dem neu erlassenen Gesetze gehört und verurtheilt. Der Spruch lautete auf Lebenslängliche Verurteilung durch den Henker und lebenslängliches Gefängniß. Ich war in jenem Augenblicke nicht in Frank-

reich, die Heftigkeit der Verfolgung hatte mich gezwungen, in den Kirchenstaat zu flüchten, und zur Zeit, wo ich ihre Verurtheilung vernahm, hatte sie schon einen Theil der Strafe durchgemacht. Als ich aus der Verbannung zurückkam, war die ganze Geschichte beinahe vergessen. Ich erfuhr nur, daß die „schöne Bäuerin“, wie sie noch immer genannt wurde, sich in der Strafanstalt zu Embrunn befand, und daß die Wittve Pinatel gestorben war, wie man annahm, aus Gram darüber, daß die Richter ihre Schwiegerknecht nicht zum Tode verurtheilt hatten.

„Und seitdem haben Sie nichts mehr über das unglückliche Weib gehört?“ rief Herr von Champaubert.

Der Abbe Lambert zauderte ein wenig, als ob er Bedenken trage, auf diese Frage eine direkte Antwort zu geben; endlich sagte er: „In der Folge wurde mir kund, daß sie durch innige Reue und musterhafte Führung ihre Begnadigung verdient hätte und aus dem Gefängniß entlassen worden war. Ihre Lage war aber auch dann noch eine sehr trübe. Sie hatte nur Mangel und allgemeine Verachtung vor sich. Jemand jedoch, der mußte, durch eine wie tiefe und wahre Reue sie ihr Verbrechen gesühnt hatte, half ihr, ihren Namen zu verbergen und die Mittel zur Erwerbung eines bescheiden Lebensunterhaltes zu erlangen.“

„Herr Pastor,“ sagte der Marquis von Champaubert erschüttert, „ich bitte Sie bringen, weitere Nachforschungen nach ihr anzustellen und mich das Resultat wissen zu lassen. Es ist mein inniger Wunsch, ihr ein hinreichendes Auskommen sicherzustellen, damit sie ihre Tage in Ruhe enden kann.“

Der Abbe Lambert verbeugte sich und entgegnete: „Ich will es versuchen, Herr Marquis.“

Dom Gerasac sagte mit einem Blick auf das Portrait: „Wie seltsam, daß ich, ohne das Geringste davon zu wissen, die Helbin einer so schrecklichen Geschichte so lange vor Augen hatte. Mein theurer Abbe, Sie hätten es mir erzählen sollen.“

Der Abbe Lambert blickte verwundert drein.

„Dies ist Fräulein von Malpeire's Bild,“ bemerkte ich ihm; „haben Sie sie nicht wiedererkannt, Herr Pfarrer?“ Er schüttelte den Kopf und antwortete trübe: „Nein, ich hätte sie nicht erkannt. Selbst, als ich sie zuerst sah, hatte sie jenes blühende und lächelnde Ansehen nicht mehr; sie war nicht wie auf diesem Bilde.“

Ein langes Stillschweigen folgte; die Aengen waren fast ganz niedergebrennt, aber eine neue Ladung Holz belebte die Flamme im Kamin, daß der ganze Raum erleuchtet war. Der Regen hatte aufgehört, aber der Wind blies noch durch die Bäume und rüttelte an den Außenblättern. Als die Uhr zwölf schlug, erhob sich Herr von Champaubert und wünschte uns gute Nacht. Er wollte am folgenden Morgen früh aufbrechen, und es war verobredet, daß wir ihn bis zur Chaussee begleiten. Ehe er das Zimmer verließ, trat er zu dem Abbe Lambert, schüttelte ihm die Hand, leerte seine Börse auf die Ecke der Kaminplatte und sagte mit gedämpfter Stimme: „Dies ist für Ihre Armen, Herr Pastor; ich hoffe, jedes Jahr dieselbe Summe erneuern zu dürfen.“

(Schluß folgt.)

## Kranke Blumen.

... Ein frostiger März-Abend. Wie eifrig der Rebell durch die Glieder rinnt.

— Blumen, Rebell, kaufen Sie Blumen.

— Deine Blumen sind krank, mein Kind.

— Kranz! Ein ungläubiges Lächeln gleitet über das schmale Gesichtchen der kleinen Verkäuferin. Von tranken Menschen und Thieren, ei ja, da weiß sie selbst zu erzählen; aber kranke Blumen? Sie lächelt trübe; wohl nur ein launiger Einfall des eiligen Herrn. Sie hält sich an seiner Seite im Dauerlauf und wiederholt mit peifender, verlaender Stimme, in der der Todten-Vogel zwitschert: „Blumen, Herr, kaufen Sie Blumen.“

Nur um die lästige Begleitung abzuschütteln, reicht der Herr eine Münze und nimmt die paar Blumen des Hand der Kleinen. Es sind Maiglöckchen, mit hängenden Köpfen und rothfarbenen umrandeten Blütenkelchen; Opfer der Nässe, Patienten des Nebels. Zu Hause angelangt wirft er sie in eine mit Wasser gefüllte Karaffe. Die Karaffe steht nahe am Ofen, aus dem eine wohlige Wärme strömt, die begnügt in die zarten Blumenleiber bringt und in ihre erkrankten Köpfe. Sachte beginnen diese sich zu regen, sich aufzurichten, die Rosetten abzu streifen und nach wenigen Stunden schon athmen sie kräftig und füllen den Raum, der sie gastlich aufgenommen hat, mit würzigem Hauch; sie athmen, sie leuchten, sie buften und leben.

Und die kleine Verkäuferin? Wäre nicht auch sie zu retten gewesen durch etwas Wärme, etwas Pflege, ein wenig Liebe?

Große Gedanken kommen aus dem Herzen.

Aus Mexiko kommt die Kunde, daß nicht weniger als 2000 Stüd Vieh während eines Gewitters von Hagelkörnern erschlagen worden sind. Man sieht, auch Mexiko tritt immer mehr in die Reihe der civilisirten Länder ein, da es schon so hervorragendes Züger- und Fischerleuten liefert.